

Teil 2: Aufzug in Hausen a. d. L. und Geburt der Tochter

Als ich mich nach Ende meines Kriegsdienstes Mai 1919 um eine Pfarrei bewerben wollte, sagte ich mir: «Du bist nun beinahe fünf Jahre Soldat gewesen, in einer ganz anderen Welt heimisch geworden, so daß du manchmal damit geliebäugelt hast, den Soldatenrock nicht mehr auszuziehen. Immerhin hast du dich seinerzeit gewehrt, deinen Kirchenrock der Braut zu überlassen, damit sie sich daraus für sich ein Kleid schneiden lasse. Also sahst du doch noch eine Verpflichtung zum eigentlichen Beruf in dir und vor dir. Nun wirst du ein «miles Christi», ein Soldat Christi, und tust «militia Christi», gehorsam deinem Gelöbnis. Aber du bist zu lange von diesem Dienst fern gewesen, als daß du allem sofort und recht gewachsen wärest. Also bewirb dich um eine Pfarrstelle, wo du fertig wirst, und dein eigener Herr bist.»

Das war meine Einstellung, von der ich nicht abging, als mir bei meinem Besuch auf dem Oberkirchenrat vom zuständigen Referenten, Oberkirchenrat Fink, nahe gelegt wurde, mich um eine größere Stelle oder eine solche in der Stadt zu bewerben. Ich hatte mich um Mägerkingen und Hausen an der Lauchert im Kreis Reutlingen beworben; beide waren erledigt und zugleich ausgeschrieben. Mägerkingen konnte ich nicht bekommen, da dort schon ein vertriebener elsässischer Pfarrer – Paul Hollert, früher in Mezeral – saß und vorgesehen war, also blieb Hausen, ein kleines Dörflein mit nicht ganz dreihundert Seelen. Die Beschreibung im Pfarrstellenbuch wußte von lieblicher Lage inmitten von Bergen und vortrefflichem Forellenwasser sowie gesunder Luft zu sagen. Berge und Luft haben wir dann acht Jahre lang genossen und uns in siebenhundert Meter Pfarrhaushöhe sehr wohl gefühlt; die Forellen sahen wir nur im Wasser flitzend, nicht blaugesotten auf dem Tisch.

Mit der Hohenzollerischen Landesbahn nach Hausen a. d. L.,
in die kleinste Pfarrstelle Württembergs

So fiel mir Hausen zu, nachdem ich fest geblieben war und das Odium der kleinsten Pfarrstelle im Dekanatsbezirk Reutlingen und auch im Württemberger Land auf mich nahm. Ich habe es mit den Meinen nicht bereut.

Ehe wir im Juli 1919 aufzogen, sah ich mir meine künftige Wirkungsstätte an. Schon der Anmarsch zeigte, daß es ultima Thule war. Von Reutlingen aus

mit der bekannten Bergbahn am Lichtenstein vorbei, nach Groß- und Kleinengstingen, unterwegs Zahnradstrecke, die einstens ein kleines Wunderwerk, heute wenigstens ein Raritätenstück ist. Die Maschine schob von hinten bei der Bergfahrt, nur bei der Talfahrt war sie zum Bremsen vorn. Man konnte auf der Steilstrecke nebenhergehen, ohne den Zug zu versäumen. Doch entschädigte für dieses Schnecken tempo die prächtige Aussicht: im eingeschnittenen Echaztal rechts und links die Wälder und darin die Felsen, auf einer vorspringenden Felsenspitze das Schloß Lichtenstein, oft gemalt und fotografiert, ein wenig «doggelig», stillos in seiner epigonenhaften Stilechtheit, und doch vertraut und lieb, weil es eben in dieser seiner Gestalt der Erinnerung von frühester Kindheit an eingepägt war.

In Kleinengstingen stieg man in die Hohenzollerische Landesbahn, eine Privatgesellschaft, um, in jeder Hinsicht einzigartig: als Privatbahn, als Kleinzug mit Maschine, Packwagen und einem Personenwagen. Von Kleinengstingen an kannten sich fast alle Reisenden, und oft genug hat mir später der



Immanuel Fischer als Offizier während des Ersten Weltkrieges mit seiner Braut Marta Schlör.

Lokomotivführer zugerufen: *So, Herr Pfarr, send se en Reutlinga uf em Pfarrkranz gwä?* Er war in katholischer Umgebung einer der wenigen Diaspora-Evangelischen. Ich habe ihn später stellvertretungsweise in Gammertingen vor seiner letzten Fahrt eingesegnet, wobei ich durch ein Mißverständnis nicht einmal einen Talar anhatte. Von Kleinengstingen fuhr die Privatbahn über die Heide, unter bewußter Umgehung größerer Orte. Die Bahn hatte seinerzeit nicht das Gefallen der umliegenden Albdörfer gefunden: Die Roßbauern waren der Meinung, daß eine Eisenbahn sie um den Fuhrlohn bringe. Eine Abordnung sei sogar an höchster Stelle, beim König selbst, vorgelassen worden und hätte mit Erfolg den Bau der Bahn über Genkingen, Udingen, Wilmandingen bis Trochtelfingen verhindert. So war die Bahnlinie über die Heide und das Hasental eine Idylle, wo sich Fuchs und Hase Gutenacht sagten. Jedenfalls war die Tierwelt so zutraulich und eisenbahnfromm, daß man vom Zug aus seine Tierbeobachtungen machen konnte. Ein Fuchs sei einmal so frech gewesen, daß er von der Lokomotive ob dieser seiner Neugier überfahren wurde, allerdings nur an seinem Schwanz, so daß der Frechling wenigstens

das Leben rettete. Eine andere heitere Erinnerung knüpft sich an die Haltestelle Hasental. Das Bahnhofsgebäude war ein Wellblechschuppen ohne Bewohner, die Fahrkarten konnte man im Zug beim Schaffner lösen. Wir hatten im Jahr 1925 Berliner Ferienkinder einige Wochen zu Gast. Als sie rotbackig und rundlich Abschied nahmen, trugen sie allerlei Nahrhaftes in Koffern und Kisten mit sich, unter anderem auch lebendige Hasen. Ausgerechnet an der Haltestelle Hasental hatten die Hasen aus ihrer Kiste einen Ausweg gefunden und im Wagenabteil sich bewegt. Allgemeines Hallo und die sinngemäße Auslegung: *Mensch, die wollten wohl im Hasental richtig aussteigen und nicht in Berlin.*

In Trochtelfingen und Mägerkingen wurden von der Bahn die ersten größeren Orte berührt. Trochtelfingen, ein altes Städtchen mit Schloß und Stadtmauer sowie einigen Festungstürmen, war für uns später Einkaufsort sowie Ort des Hausarztes und der Apotheke. Man konnte dort alle Handwerker finden, da in Hausen selber sich außer Schreiner und Zimmermann keine anderen Fachleute befanden. Im Lauf der Jahre war man «stadtbekannt». Wie oft bin ich später über die Halde bei Trochtelfin-



Blick auf Hausen an der Lauchert, evangelisches Pfarrdorf und erste Wirkungsstätte von Immanuel Fischer.



Pfarrer Paul Hollert, ein Elsässer im Alldorf Mägerkingen und Freund von Pfarrer Fischer in Hausen a. d. L.

gen gepilgert, den Rucksack auf dem Rücken und schwerbeladen wieder heim, einmal mit einem einviertelzentrigen Saftbereiter. Nur die Wirtschaften in Trochtelfingen lernte ich kaum kennen, was doch sonst eine Hauptsache war. In der Reutlinger Kreiszeitung habe ich später kleine Stimmungsbilder über den Jahrmarkt und die Hohenzollerische Landesbahn veröffentlicht.

Mägerkingen, eine alte Siedlung mit alemannischen Reihengräbern, war für uns Aussteigeort; es war württembergisch zusammen mit Hausen, Bronnen, Mariaberg als Exklave im hohenzollerischen Gebiet und infolgedessen auch evangelisch nach dem ehemaligen Grundsatz: cuius regio, eius religio. Das über Trochtelfingen gelegene Steinhilben war früher auch württembergisch und evangelisch gewesen und hatte zusammen mit Mägerkingen dem württembergischen Reformator Brenz eine Zeitlang als Zufluchtsort gedient. So waren wir kirchengeschichtlich auf bedeutendem Boden trotz des Außenseitertums.

In Mägerkingen saß der nächste Amtsbruder, der väterliche Freund Pfarrer Hollert

In Mägerkingen saß der nächste evangelische Amtsbruder, Pfarrer Hollert, früher in Mezeral/Elsaß. Er war zu Beginn des Weltkriegs 1914 gefangen von den eingedrungenen Franzosen in den Süden weggeführt worden, um später ausgetauscht und im württembergischen Kirchendienst angestellt zu werden. Er war verheiratet, ein erwachsener Sohn, wie der Vater Paul geheißen, kam zunächst auch als Kriegsleutnant zu den Eltern zurück, mit dem EK 1

und 2 geschmückt. Er konnte wenigstens bei der badischen Landespolizei später eintreten, wurde mit der Machtergreifung ins Heer übernommen und fiel 1941 vor Leningrad als Oberstleutnant.

Pfarrer Hollert war schon äußerlich eine auffallende Erscheinung. Seine Beileibtheit war ihm in den kümmerlichen Nachkriegsjahren keine Freude, zumal sie weniger vom Wohleben als vom kranken Herzen herrührte. Zwei Nichten aus Riehen bei Basel waren ebenso stattlich. Kein Wunder, daß dieses Trio Aufsehen und Neid erregte. Pfarrer Hollert erzählte es mir selber, daß sie drei in Stuttgart von Vorübergehenden mit dem bissigen Gruß begrüßt wurden: *Hurra, jetzt kommt der Kommunalfettverband*. Als Amtsbruder war er mir ein väterlicher Freund, eine Freundschaft, die ich ihm durch öftere Aushilfe bei Krankheits- und Erholungsurlaub zu vergelten suchte. So lebten wir in amtsbrüderlicher Verbundenheit. Im Mägerkinger Pfarrhaus der ersten Zeit war es primitiv, Möbel aus Kisten, zusammengeliene und gespendete Einrichtung, auch im Studierzimmer, und Bücherständer. Pfarrer Hollert aß aus seiner Gamelle, seinem Kochgeschirr, der Gefangenschaft. Später kamen die Möbel aus dem Mezeraler Pfarrhaus, und dann war es auf einmal feudal. Aber die Mägerkinger waren nicht mehr so besorgt und freigebig wie in den Zeiten des armen Pfarrers. Mit seiner Gemeinde verstand sich Hollert ausgezeichnet, er war volkstümlich und volksverbunden. Seine Predigten – er saß auf der Kanzel – und seine Katechesen waren packend, biblisch nüchtern. Durch sein Lebensschicksal stand er allen Angefochtenen nahe und konnte ihnen Rat und Trost zusprechen. Namentlich wußte er den Pflinglingen in Mariaberg, der zu Mägerkingen zählenden Heilanstalt, mit kindlicher Liebe und sonniger Freundlichkeit zu begegnen.

Wir haben manchen Nachmittag und Abend im befreundeten Mägerkinger Pfarrhaus verbracht, wobei uns Freund Hollert besonders auch durch sein künstlerisches Klavierspiel erfreute. Manchmal hatte ich den Wunsch, er möchte mir diese Gabe als Erbe hinterlassen, denn das wußten wir und auch er, daß seine Jahre gezählt waren.

Ein letzter Höhepunkt und unbewußter Abschied war die Feier des silbernen Hochzeitstages im Haus Hollert. Was gab es dabei Gutes zu essen und zu trinken! Man merkte französische Feinschmeckerkunst und kulinarische Kenntnisse. Aber uns biedere Landpfarrer plagte das Festessen auf dem ganzen Heimweg von Mägerkingen nach Hausen, und wir gelobten uns: lieber Brot und saure Milch – unsere beliebte Hausener Abendmahlzeit! Bald nachher ging Pfarrer Hollert seines Herzleidens wegen ins



Vom Ehepaar Fischer im Sommer 1919 bezogen: Pfarrhaus und Pfarscheune in Hausen an der Lauchert.

Bad Reichenhall, er kam aber nur bis München, um dort zu sterben. Bei der Gedächtnisfeier in Mägerkingen verlas ich seinen Lebenslauf. Seine Witwe blieb in Mägerkingen und holte später den Toten vom Münchner Friedhof in die Heimat nach Mägerkingen zurück. Nun ruht Pfarrer Paul Hollert auf dem Kirchhof neben der Sakristei, einer von denen, die mir nahestanden und denen ich danke. Eine seelsorgerisch-menschliche Lebensweisheit verdanke ich ihm. Er sagte mir: Wenn du in einer neuen Gemeinde mit einem Gemeindeglied nicht in ein näheres Verhältnis kommen kannst trotz all deines Müehens, dann bitte den Mann um irgendeinen Dienst.

Nach seinem Tod sollte ich seine theologische Bücherei erben, die besonders gute Bibelwerke und Predigtsammlungen in meinen noch ziemlich leeren Bücherkasten brachte. Verkauft sollte von den Büchern nichts werden. Auch dieser Wunsch des Verstorbenen soll mir ein Stück Lebensweisheit sein. Wir danken den Toten wohl dadurch am besten, wenn wir ihr Tun zu unserem Grundsatz machen und danach handeln.

Beim Niederschreiben dieser Zeilen erschreckt mich die Tatsache, wie wenig wir von Menschen in unserem Gedächtnis behalten, mit denen wir jahrelang verbunden waren. Aber genügt es nicht, das Gute zu behalten, auch wenn es noch so wenig ist, und es zur Richtschnur im eigenen kurzen und doch bei

mir vielgestaltigen Leben zu machen? *Ihr Ende sehet an und ihrem Beispiel folget nach* – damit legt auch die heilige Schrift den Nachdruck auf das Wesentliche.

Sommer 1919: Einzug im Alldorf Hausen mit einem leeren Kinderwagen

Wie es um uns stand, das konnten die Hausener ohne besonderen Scharfsinn schon beim Aufzug im Juli 1919 feststellen. Daß wir nicht zu den «Plutokraten» gehörten, zeigte ihnen der Inhalt unseres Möbelwagens. Mit Befriedigung wurde festgestellt, daß das Mariele, die Tochter des Kirchenpflegers, zum mindesten ein schöneres Buffet habe als die neue Frau Pfarr; unseres war nämlich alt von Mutter Martha aus elterlichem Besitz ererbt. Auch sonst war fast aller Hausrat ererbt und ehrwürdig und erregte demnach keinesfalls den Neid der besitzlosen Klasse – die Hausener fühlten sich mit uns verbunden. Ohne Zweifel das interessanteste Stück unseres Hausrats wurde als erstes aus dem dunklen Möbelwagen herausgeholt und dadurch besonders beachtet, es stand bis zum Schluß des Ausladens im Hof zur Schau und bot sich als Wert- und Wortobjekt dar: Es war ein Kinderwagen. Kein neuzeitlicher, tiefgelagerter, stromlinienförmiger Kinderwagen, sondern ein wohlhaltener, hochbeiniger, altväterlicher Wagen mit Wachstumverdeck, Kabriolettform, der Fond aufgehängt in Lederriemen und

großen Eisenfedern – also einmal vornehm und heute noch gediegen.

So stand es also um die neue «Pfarrere», ein Kinderwagen war da, aber kein Kind. Brauchte es da den berühmten Hausener Scharfsinn, der das Gras wachsen sah und hörte, brauchte es da das sogenannte Fingerspitzengefühl für kommende Ereignisse, die sich am Pfarrfrauenhorizont abzeichneten? Oh nein, schon die Kinder merkten es: *Gook, aa, dui Pfarrere wird bigosch a Kind kriegta!* Und die Hausener waren auch dessen zufrieden.

Wenn sie aber am Abend des Einzuges – es hatte in Strömen fast ununterbrochen geregnet – das Häuflein Elend gesehen hätten, das heulend im Pfarrhaus mit seinem Chaos von Möbelstücken saß, dann hätten sie gewiß Mitleid gehabt und gesagt: *No net heula, so schlemm wirds net Frau Pfarr, mir lebat au ohne elektrisch Licht, ohne Wasserleitong, ohne Metzger und Beck – ond Kender krieget mer au, wenn mer au d’Hebamm en Mägerkenge hole muaß!*

Das war unser Einzug, einen Monat vor der Geburt unseres ersten Kindes. Als nun die Zeit erfüllet war – eigentlich war sie schon übererfüllt –, fuhren wir am 21. August 1919 der Stadt mit dem höchsten Kirchturm der Welt zu. Denn dort sollte nach dem Wunsch der Mutter – der Vater hat hier nur ja zu sagen – das Kindlein geboren werden. Eine großer Reisekorb war mit der Gesamtaussteuer für einen neuen Erdenbürger vorausgeschickt worden. Ich glaube, es war nichts Notwendiges vergessen, sogar die Möglichkeit eines Buben war berücksichtigt, den sich natürlich der Vater wünschte, die Mutter wollte ein Mädchen – sie hat wie immer recht behalten. Zwillinge waren nicht in Rechnung genommen, der kluge Onkel Walter hatte seine Diagnose gestellt, er hatte zwar auch gemeint, es reiche mit der Abreise nach Ulm am 21. August noch, aber da hat er daneben diagnostiziert, mit den nicht zu erwartenden Zwillingen sollte er richtig geraten haben.

Besuche waren kurz vor unserer Abreise auch noch eingetroffen. Sie nehmen bekanntlich auf solche Familiennöte nicht immer Rücksicht. Jedenfalls waren wir einen Tag später dran als beabsichtigt. Das sollte sich bitter rächen, denn ich hatte den Spruch meines letzten Kommandeurs im Weltkrieg in den Wind geschlagen: *Herr Leutnant, es pressiert nie im Leben, außer wenn man die Hebamme braucht.* Er mußte es wissen, denn er hatte fünf Kinder.

Die Reise zur Entbindung nach Ulm endet in der Bahnhofswirtschaft von Großengstingen

Mit einem Tag Verspätung fuhren wir also in Mägerkingen mittags ab und hofften, noch nach Ulm zu

kommen. Es gingen damals nur zwei Züge auf der idyllischen Hohenzollerischen Landesbahn; es war Inflation, Streik und damit böse Zeit. Wir waren mit leichtem Gepäck ausgezogen, die künftige Mutter mit einem zierlichen Handtäschchen, Inhalt: ein Taschentuch, der künftige Vater mit seiner Aktentasche, Inhalt: Vesperbröter und Waschzeug. Viel mehr haben wohl Maria und Josef auch nicht gehabt – in ihrer Art und in ihrer Zeit. Wir hatten allerdings das beruhigende Gefühl des vorausgeschickten Erstlingsausstattungskorbs. Er war in Mägerkingen richtig abgegangen. Als wir nach gemütlicher Fahrt über das bekannte Hasental und Großengstingen in Kleinengstingen ankamen, begannen meine Ängste. Mir wurde heiß und kalt zugleich – es ging an diesem Tag kein Zug mehr nach Ulm, nur noch nach Münsingen. Und letzteren Ort kannte ich von drei Kriegsjahren auf dem Truppenübungsplatz zu gut, als daß er mich angelockt hätte. So schien mir «Festhalten der gewonnenen Stellung» in Kleinengstingen sicherer als ein nächtlicher Vorstoß nach Münsingen.

Also Entschluß: wir übernachteten in Engstingen und fahren mit dem ersten Zug am anderen Morgen weiter. Der Bahnhof steht auf einsamer Flur, ebenso einsam einige hundert Meter entfernt die Bahnhofswirtschaft. Sie gehört zur Gemeinde Großengstingen. Ihr steuerten wir zu, sie empfahl sich uns durch das Wirtshausschild, auf dem auch ein Fischer als Besitzer verzeichnet stand. Die Aufnahme dort war freundlich, ein Übernachten möglich, Gastzimmer in einem besseren Dachstübchen, mitgenommene kariert überzogene Betten – für einen Feldsoldaten ein nobles Quartier, für eine Martha geborene Schlör ein Armeleuteunterschlupf. Wir aßen etwas zu Nacht, Eintrag ins Gästebuch war nicht nötig, also inkognito gewahrt. Wohl merkten wir, daß die natürlich neugierige Wirtsfrau zu gerne herausgebracht hätte, wer und woher wir sind. Sie konnte uns anscheinend in keine Kategorie ihrer Stamm- und Laufgäste unterbringen. Metzger und Wirt schien ich nicht zu sein, dazu war ich zu «schnäd-rig», also vielleicht ein Steueraufseher, aber wozu dann die Frau? Sie war kein Meerrettichweible vom Bayerischen, keine Samenhändlerin von Gönningen, keine Reisende auf Hamsterei, zu all dem fehlten die Taschen, Körbe und Koffer. Also die Neugier der Wirtin wurde zunächst nicht gestillt, und wir verzogen uns still nach oben mit der Bitte, uns zeitig zum ersten Zug zu wecken.

Es sollte von ganz anderer Seite das Wecken besorgt werden! Die Nacht war dunkel, ein anhaltender Regen klatschte auf die Ziegel über unserem Haupt. Mitten in finsterner Nacht erwachte ich an einem



Blick in das Innere der evangelischen Pfarrkirche von Hausen a. d. L.; von der Kanzel – rechts im Bild – hat Pfarrer Immanuel Fischer gepredigt.

verhaltenen Stöhnen, der Bettrost krachte dazu. *Du, Vater – bis jetzt bin ich das noch nicht gewesen –, ich glaube, es geht los!* Die meinerseits über nunmehrigen Losgehen geäußerten Zweifel, ob es auch ernst sei, ob man es nicht noch bis Ulm abwarten könne, wurden durch den klaren Bittbefehl abgeschlossen: *Du mußt die Hebamme holen.* Aber wo? In dieser Regen- und Sturmnacht zur mitternächtlichen Stunde? Es half kein Wunder, ich sah mich vor die harte Notwendigkeit gestellt, Vaterpflichten zu erfüllen. Also heraus und in die Kleider! Wo soll ich mich erkundigen? Alles mäuschenstill im Haus, nur irgendwo ein Schnarchen, also menschliche Nähe. Ich taste mich im Gang beim matten Kerzenschein an eine Türe. Gottlob, da drin schnarcht es. Also Mut! Ich klopfe sanft, das Schnarchen tönt weiter. Ich klopfe stärker, das Schnarchen verstummt, ein Etwas wirft sich herum. Aber noch kein menschlicher Widerhall. Ich klopfe noch stärker. *Zum Kuckuck, was ist denn los, s'ist doch noch nicht Zeit.* Es war für mich jedenfalls schon Zeit, also kenne ich kein Erbarmen.

Ich bin der Pfarrer von Hausen, meiner Frau geht es gar nicht gut, sie braucht die Hebamme. – Ha no, di ben i net, i bens Dienstmädle. – Ja, wer kann mir denn sagen, wo die Hebamme wohnt? – Da froget se no d'Wirtin. – Ja wo isch denn die? – Di schloft dort dromma.

Damit mußte ich mich zufrieden geben. Das Dienstmädchen traute anscheinend dieser mysteriösen Anfrage und dem unbekanntem «Pfarrer von Hausen» nicht. Kein Wunder, sie war ja katholisch, und im katholischen Ort Hausen, das in der Nähe unseres Laucherttalhauses liegt, würde es wohl zu den Wundern gehören, daß «Hochwürden» für seine Frau – genannt Pfarrhauserin – eine Hebamme braucht und sucht. Also weiter! Nächste Türe, dort dromme. Ich klopfe sanft, ich klopfe stark. *Herr ... was ischt denn los? – Ich bin der Pfarrer von Hausen* und so weiter – mein Sprüchlein kannte ich schon gut. – *Mei oh mei* – eine weibliche Stimme nach der unfreundlichen männlichen, also die Wirtin – *mei o mei, i han doch gar nix bei Ihrer Frau gmerkt.* – Ich hatte keine Zeit, sie über städtische «Tarnung» aufzuklären. *Sagen Sie mir doch, wo die Hebamme wohnt. – Ja die*

ist in Großengstingen, dös ischt scho a alts Weib. Keine rosigen Aussichten, aber immerhin Hebamme. Das tat not. Inzwischen war auch das neugierige Dienstmädchen, das wohl den angeblichen «Hochwürden» sehen wollte, in nächtlicher Verkleidung erschienen. Sie konnte sich überzeugen, daß ich ein Mann aus Fleisch und Blut war, allerdings ohne Tonsur und priesterliches Gewand. Doch schien ihr das Ganze noch nicht geheuer. *Du, Mädle, zeig au dem Herra – der Pfarrer wurde von den gutkatholischen Leuten nicht anerkannt, wo d’Hebamm wohnt.* Aber das Mädle wollte nicht. Vielleicht fürchtete sie, einmal in ähnliche Nöte zu kommen.

Bei Nacht und im Regen Suche nach der Hebamme

So blieb mir nichts anderes übrig, als allein loszugehen, und zwar nach den Beschreibungen der jammernden Wirtin. Hatte sie Mitleid mit mir, der Mutter in Nöten oder den Umständen für sich und ihre Wirtschaft. Wer weiß es? Kein besonderes Spähtruppewetter, so allein in die Nacht hinaus bei strömendem Regen. Ich verwünschte mein Vatertum, ich wäre lieber Soldat vor Ypern wie einst gewesen. Solche Nöte kennt man wenigstens im Schützengraben nicht. Ich tastete mich dem Bahngleis entlang zum Ort Großengstingen, nomen est omen!

Im Ort zum Glück noch Licht in einer Wirtschaft. Also, dem Mutigen hilft Gott! Nachfrage – Bescheid. Ich komme vor ein dunkles Haus, laue Lüfte fühl ich wehen; sie kamen vom landwirtschaftlichen Milieu und waren auch zu riechen. Anklopfen an dem Fensterladen zur ebenen Erde. Es antwortete eine brüchige Stimme: *Jo, jo, was ischt denn los? – Sie müaßet glei komma, i brauch d’Hebamm! – Ha wo denn? – Bei meiner Frau in der Bahnhofswirtschaft.* Ein Licht ging an, die Tür ging auf. Die Hebamme erscheint. Kein verführerisches, vertrauenerweckendes weibliches Wesen. Alt war sie, das sah man, erfreut war sie nicht, das merkte man, besonders gepflegt war sie nicht, das roch man. Aber helf, was helfen mag! Eile tat not. So überhörte ich ihre Mitteilung: *I han fei scho lag kei Geburt me ghätt.* Das glaubte ich ohne weiteres bei ihrem Anblick, aber ich brauchte sie eben als Geburtshelferin. Ich übersah ihre Bemühungen, mit einer abgebrochenen, rostigen Schere ihre Fingernägel zu putzen – maniküren kann man es beim besten Willen und weitgehendster Nachsicht nicht heißen, was sich meinen Augen an versuchter Schönheitspflege und Hygiene darbot. *Bitte kommen Sie gleich mit, es eilt.*

Sie fand noch den bekannten Koffer, und wir zogen los. Daheim, das heißt im Wirtshauskämmerchen,

lag unter Wehen die Mutter. Aber sie hatte noch genug Geistesgegenwart und Besinnung, der beabsichtigten Untersuchung zu widerstehen, die unsere ländliche «Heb-ahne» vornehmen wollte. Die Wirtsfrau war inzwischen auch erschienen; sie jammerte, als wenn sie selbst in Kindsnöten wäre. Aber vielleicht muß das so sein, damit wir Männer der Größe des Augenblicks und des mütterlichen Heldentums uns mehr bewußt werden.

Der Tag, der 22. August, stieg mählich herauf. Ich kam mir nach Herbeiholung der Hebamme überflüssig vor und verzog mich auf die Straße, in dem dämmernden Morgen auf- und abwandelnd. Meine Gedanken, Sorgen und Hoffnungen, meine Gelübde und Bitten gingen mit mir und nach oben.

Gelegentliche Besuche im Obergemach ließen mich erkennen, daß es doch keine «Blitzoffensive» war, sondern mehr «Schützengrabenkrieg». Ich lernte auch mehrere katholische Heilige und Nothelfer samt ihren weiblichen Gegenstücken kennen, sie wurden leiernd nachdrücklich von der Hebamme angerufen, nachdem sie zum untätigen Zuwarten sich genötigt sah. Mir wurde es allmählich ungemütlich. So ließ ich anspannen – und schickte diesmal das Dienstmädchen, das mehr Zutrauen geüßt



Das Ehepaar Fischer mit der Tochter Inge, geboren am 22. August 1919 in der Bahnhofswirtschaft zu Großengstingen.



Ein Teil des Albdorfes Hausen an der Lauchert.

hatte, zum Traubenwirt nach Großengstingen. Er holte den Dr. Schwabe in Bernloch. Er kam, nach meinem Dafürhalten hatte es länger gedauert, als es meiner fürsorglichen Berechnung nach hätte sein dürfen. Der Doktor fand alles in bester Ordnung. Ich nahm meine peripatetischen Betrachtungen vor dem Wirtshaus auf der Straße nach dem Lichtenstein zu wieder auf. Ich trank Kaffee, ohne besonderen Genuß, die Morgenzigarre schmeckte fad.

Arzt und Hebamme bringen Inge auf die Welt –
«So hätt's d'Pfarrere au in Hause han kenna!»

Ich ging nach oben und vernahm wie ein Verbrecher das Urteil. *Es geht fast zu langsam. Ich will noch ein wenig zuwarten, aber dann, wenn diese Spritze nicht hilft, muß ich die Zange nehmen.* Meine Gänge auf historischer Straße wurden zusehends bedrückter – Erinnerung an Vormarsch im Laufgraben, Ablösung im «Hexenkessel», Polygonnerwald vor Ypern. Ich erkundige mich bei der Wirtin in der Küche. Sie jammert und stellt einen großen «Hafen» mit Wasser aufs Feuer. *Oh mei oh mei, do soll i dem Doktor sei Zanga auskocha.*

Mir wird schwummerig. Meine Gänge werden beschleunigter; ich vergesse die Fenster am Wirtshaus und die Bäume an der Straße zu zählen. Meine Vorsätze und Gelübde werden stärker und bewußter. Die Zigarre schmeckte mir schon gar nicht. Das Gelübde der Abstinenz von Alkohol und Nikotin wäre mir leicht gefallen, wenn es geholfen hätte.

Da – beim ängstlichen weiteren Besuch in der Küche – keine Wirtin, aber ein Topf mit zischendem Wasser, ich tröste mich; dann muß es eben mit Kunst gehen, wenn es nicht mit der Natur geht. Aber es war mir dieser Trost ganz und gar nicht tröstlich. So

ein wenig Galgenhumor. Ich hätte sogar mich bereit erklärt, das Kind, wenn es geholfen hätte, selber zur Welt zu bringen.

Ich stehe verlassen in der Küche. Es wird doch auch gut gehen – Herr hilf! Da kommt die Wirtin freudestrahlend. Ich brauchte nichts mehr zu hören, ich sah es: Das Kind war da. *Ich gratulier, Herr Pfarrer – so sagte sie wirklich zum erstenmal –, a gsonds Mädle!*

Die Frage: Was werden wir essen, was werden wir trinken, womit werden wir uns kleiden, war in den ersten Tagen ein Problem. In Großengstingen waren Milch und Lebensmittel für die «Fremden» 1919 schwer zu erhalten, so versorgte ich tagtäglich von Hausen aus Frau und Kind auf langen Fußmärschen. Die Kleiderfrage wurde behelfsmäßig ohne Widerspruch gelöst: man legte Inge – so hieß der neue Erdenbürger – in ein kariertes Kopfkissen – schön wie Eva im Paradies vor dem Sündenfall – und band das Bündel mit einem grünen Garbenstrick zusammen. Als dann nach einigen Tagen der Erstlingskorb von Ulm zurückkam – er hat als einziger der Beteiligten den Zielort erreicht –, da war Inge bald um- und neu eingekleidet, nicht anders als Wickelkinder aus bürgerlichem Haus.

Eine Woche nach der Geburt, an einem sonnigen letzten Augusttag, fuhren wir zu dritt im Chaischen des Traubenwirts von Großengstingen nach Hausen zurück. Vater und Mutter war es wesentlich wohler zumute, und auch Inge schaute hoffnungsfreudig und unerfahren in den sonnigen Tag. In Hausen war die Kunde von der neugeborenen Pfarrerstochter und ihren besonderen Umständen mit dem dörflichen Kommentar versehen worden: *So hätt's d'Pfarrere au in Hause han kenne, do hätt se net noch Engstinge brauche!*